

Radio predigt

Kristina Grafström

Reich durch Dankbarkeit

(zu Lk 17,11-19)

Frank Jehle

Barmherzigkeit

Herausgeber:
Katholischer Mediendienst und
Reformierte Medien

R.-katholische Radiopredigt
Reich durch Dankbarkeit 3

Kristina Grafström
Pastoralassistentin in St.Martin, St.Gallen-Bruggen
Wolfganghof 10, 9024 St.Gallen

Evangelische Radiopredigt
«Barmherzigkeit» 8

Pfarrer Dr. theol. Frank Jehle
Seelsorger an der Universität St.Gallen
Steinbockstrasse 1, 9010 St.Gallen

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 1052, CH-1701 Freiburg,
Telefon 026 425 87 40.

Erscheint wöchentlich. Einzelpreis SFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement ab 2002, zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, SFr. 52.–;
übrige europäische Länder: □ 38.50 bzw. SFr. 56.– (inkl. Porto);
Übersee: □ 40.50 bzw. SFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei, CH-1701 Freiburg.

Reich durch Dankbarkeit

(zu Lk 17,11-19)

Eine Krankenschwester erzählte mir neulich aus dem Altersheim, in dem sie arbeitet: Da gebe es eine alte Frau, welche immer nur im Befehlstone zum Personal spreche: «Machen Sie mir dies, bringen Sie mir das.» Und nie ein Wort des Dankes. Eines Tages hatte eine Kollegin genug und sagte nach getaner Arbeit: «Und nun, Frau Soundso, wie heisst das Zauberwort?» Darauf zögerte die Frau eine Weile und sagte schliesslich fragend: «Abrakadabra?»

Wenn sie auch diesmal nicht das Zauberwort «danke» zu hören bekamen, so hatten die beiden Krankenschwestern doch wenigstens etwas zu lachen...

Über dieses Zauberwort «danke» möchte ich heute in meiner Predigt nachdenken. Denn das heutige Sonntagsevangelium, das wir nachher hören werden, handelt eben vom Danken.

Zunächst aber zurück zu jener alten Frau im Altersheim: Wenn sie jeweils dem Personal «danke» sagen würde, so wäre damit zumindest der Höflichkeit genüge getan. Denn «danke» ist zunächst eine Höflichkeitsfloskel, die wir gelernt haben, zur gegebenen Zeit wenigstens auszusprechen, – automatisch gewissermassen. So wie die heutigen Computer-Kassen automatisch auf den Kassenbon drucken: «Besten Dank für Ihren Besuch!» oder «Besten Dank für Ihren Einkauf. Auf Wiedersehen». Dass dahinter dann auch echte und bewusste Dankbarkeit steht, können wir nicht ohne weiteres annehmen – weder bei den Computer-Kassen noch bei uns selbst.

Echte Dankbarkeit aber ist sich bewusst, dass wir abhängig sind von anderen Menschen. Sie bringt zum Ausdruck, dass wir nicht

selbstverständlich mit der Zuwendung und Hilfe anderer rechnen können.

Dass die Frage der Dankbarkeit schon immer ein Thema gewesen ist, zeigt das heutige Sonntagsevangelium nach Lukas:

*Auf dem Weg nach Jerusalem
zog Jesus durch das Grenzgebiet von Samárien und
Galiläa.
Als er in ein Dorf hineingehen wollte,
kamen ihm zehn Aussätzige entgegen.
Sie blieben in der Ferne stehen
und riefen: Jesus.
Meister,
hab Erbarmen mit uns!*

*Als er sie sah,
sagte er zu ihnen: Geht, zeigt euch den Priestern!*

*Und während sie zu den Priestern gingen,
wurden sie rein.*

*Einer von ihnen aber kehrte um,
als er sah, dass er geheilt war;
und er lobte Gott mit lauter Stimme.
Er warf sich vor den Füßen Jesu zu Boden und dankte ihm.
Dieser Mann war aus Samárien.*

*Da sagte Jesus:
Es sind doch alle zehn rein geworden.
Wo sind die übrigen neun?
Ist denn keiner umgekehrt, um Gott zu ehren,
ausser diesem Fremden?
Und er sagte zu ihm: Steh auf und geh!
Dein Glaube hat dir geholfen.*

(Lk 17,11-19)

Zehn wurden geheilt. Nur einer ist umgekehrt, zurückgekehrt zu Jesus, um ihm von Herzen zu danken. Für neun andere war ihre Heilung anscheinend mehr oder weniger selbstverständlich: Sie erfüllten ihre Pflicht und zeigten sich den Priestern. Denn diese waren dafür zuständig, die Heilung amtlich zu bestätigen. Und dabei blieb es dann auch: Kein Wort des Dankes für Jesus.

Und diese zehn Aussätzige vermute ich häufig in uns drin – das könnten wir sein: Wohl in einem von zehn Fällen fällt uns auf, was uns Gutes geschieht, wo wir Schönes erleben, wo wir Zuwendung und Hilfe erfahren. Und in den neun anderen Fällen nehmen wir als selbstverständlich an, was uns zufällt, bringen allenfalls ein automatisiertes «danke» über die Lippen und erfüllen so unsere Pflicht.

Dabei könnte ein echtes Danke, könnte eine echte Dankbarkeit unser Leben nur bereichern. Der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer, der während der Nazizeit inhaftiert war, schrieb aus dem Gefängnis an seine Eltern:

«Jedenfalls lernt man in solchen Zeiten dankbar werden. Im normalen Leben wird es einem oft gar nicht bewusst, dass der Mensch unendlich mehr empfängt als er gibt, und dass Dankbarkeit das Leben erst reich macht.»

Eine Haltung der Dankbarkeit lässt uns erst sehen, wie reich wir beschenkt sind: Beschenkt durch die Partnerin, die im Alltag für einen da ist, durch das Lächeln des Kleinkindes, durch das Vertrauen des Freundes. Beschenkt durch die Hilfsbereitschaft der Nachbarin, durch den freundlichen Gruss auf der Strasse. Beschenkt durch das feine Mittagessen oder durch die Blumen auf dem Tisch. Beschenkt durch einen schönen Sommerabend oder ein winterliches Schneegestöber, durch eine Bergtour oder einen Spaziergang. Beschenkt durch ein spannendes Buch oder durch unsere Lieblingsmusik, durch einen gemeinsamen Spielabend oder durch einen Witz.

Eine ganze Danklitanei könnten wir verfassen, wenn wir unser Leben, unseren Alltag nicht als selbstverständlich ansehen, sondern in Dankbarkeit bewusst betrachten. Die Dankbarkeit macht unser Leben wirklich reich; und mit ihr lässt sich auch der Glaube üben. Denn glauben heisst auch, dankbar zu sein, heisst, Gott zu danken, der es ja letztlich ist, der uns beschenkt. Nicht umsonst bedeutet Eucharistiefeier «Danksagung».

Echte Dankbarkeit heisst dann auch, unser Leben differenziert zu betrachten, bedeutet, auch in düsteren Stimmungen und Zeiten das Gute und Schöne in unserem Leben wahrzunehmen, und wenn es auch noch so klein ist.

Diese Haltung der Dankbarkeit habe ich in einem Gebet von Ulrich Bach wiedergefunden, das ich an den Schluss meiner Predigt stellen möchte. Es ist eine schwer geprüfte Dankbarkeit, um die er ringen muss. Und doch ist herauszuspüren, dass diese Dankbarkeit Leben bedeutet, dass sie reich macht, gerade auch in dunklen Zeiten:

Danke, Herr, du hast «danke» gesagt.
 In der schauerlichsten Nacht deines Lebens hast du «danke» gesagt.
 Unser Herr Jesus Christus, in der Nacht, da er verraten wurde, nahm er das Brot und dankte.
 Wie oft hörte, las, sprach ich diesen Satz, überhörte, überging, überlas das «danke», nahm es eben noch als Tischgebet in bürgerlicher Stube.
 Heute entdeckte ich es neu, dein «danke».
 Du hast nicht für das Grauen gedankt, auch dafür bin ich dir dankbar –.
 Ich wüsste nicht, wie ich dir nachfolgen, wie ich in dieser Sache, wenn auch weit hinten, auf deinem Weg sein sollte.
 Nein, dafür hast du nicht gedankt.

Mein Vater, ist es möglich...,
auch das ist überliefert.
Gut so, Bruder.
Aber: In der Nacht des Grauens das Brot nehmen,
Brot mit den Händen fühlen,
das Brot brechen,
für das Brot danken –
ich spüre: Das ist Leben.
Ob ich das könnte, ich glaub es kaum:
in solchem Grauen
danken für den Kanten Brot.
Aber weit hinten auf deinem Weg
– oder ist es doch nicht mehr dieser Weg? -:
Du weisst, ich habe noch nie für meine Behinderung gedankt.
Wenn mir das empfohlen wird,
oder nur zaghaft angeraten,
dann packt mich die Wut.
Aber im Rollstuhl
für das Abendessen danken,
für das Schneegestöber,
für den Fernseh-Krimi,
für das fremde Kind, das mich grüsste,
für den sommerlichen Abend,
für meine Familie,
Herr, sehr weit hinten, ich weiss,
aber das trau ich mir zu.
Das schon fällt mir manchmal schwer,
aber das möchte ich üben.
Danke, Herr, du hast «danke» gesagt.

Barmherzigkeit

Es sind schon sechs Wochen her, aber der Anlass ist immer noch aktuell: Am Samstag, den 1. September, wurde Bundespräsident Moritz Leuenberger in einer feierlichen Zeremonie der Aufruf der Kirchen zur sozialen und wirtschaftlichen Zukunft der Schweiz überreicht – ein kirchliches Fest mit politischer und wirtschaftlicher Dimension.

Aber was hat der Glaube mit Politik und Wirtschaft zu tun? Nun, es mag Religionen geben, die sich ausschliesslich für das Jenseits oder für eine mystische Innerlichkeit interessieren. Nicht so das Christentum! Einige typische Zitate: «Eine schweigende, eine dem Zeitgeschehen bloss zuschauende Gemeinde wäre nicht die christliche Gemeinde.» «Lieber soll [die christliche Gemeinde] dreimal zu viel für die Schwachen eintreten, als einmal zu wenig, lieber unangenehm laut ihre Stimme erheben, wo Recht und Freiheit gefährdet sind, als etwa angenehm leise!» Soweit die Worte des grossen evangelischen Theologen Karl Barth in der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Und so sagte es ein anderer grosser evangelischer Theologe, der Zürcher Emil Brunner: «Nicht an deinem Gebet zeigt sich, wie es zwischen dir und Gott steht, sondern an deinem Geld. Nicht deine Sonntagsheiligung ist Gott das Wichtigste, sondern deine Werktagsheiligung, nicht dein sogenanntes geistiges Leben, sondern dein Leben in der leiblichen, brutalen Wirklichkeit – dein Essen und Trinken, deine Sorge um Wohnung und Kleidung. Was du mit deinem Bankbüchlein machst, interessiert Gott mindestens so viel wie was du mit deiner Bibel machst.» Und schliesslich möchte ich Kurt Koch zitieren: «Für Christen und Kirchen kann es [...] nicht genügen, die erbärmliche Lage der Leidenden nur anzuklagen und zu interpretieren; sie haben vielmehr auch bei den politischen Instanzen zu interpellieren, indem sie ihnen ihre Verantwortung einschärfen und sich im Namen des biblisch offenbaren Gottes zu Anwälten derjenigen Menschen

machen, die in ihren elementaren Lebensrechten bedroht und beschnitten werden.» So der jetzige Bischof von Basel. An diesem Punkt herrscht ein unbestrittener ökumenischer Konsens.

Sie kennen das Gleichnis vom barmherzigen Samariter im Neuen Testament. Im Anschluss daran möchte ich formulieren: Wo immer Menschen in der Nachfolge Jesu stehen – oder noch besser: zu gehen versuchen -, versteht es sich von selbst, dass man nicht mit krampfhaft auf die andere Seite gerichteten Augen weitergehen kann, wenn ein Unter-die-Räuber-Gefallener blutüberströmt und hilflos daliegt. Das heute nicht mehr so geläufige Wort «Barmherzigkeit» hat es in sich. In den biblischen Originalsprachen hängt es mit dem Wort für Eingeweide zusammen. Wer Barmherzigkeit empfindet, spürt, wie seine Eingeweide sich zusammenkrampfen. Angesichts einer fremden Not kriegt er oder sie förmlich Bauchweh. Sie können gar nicht anders: Ohne viel zu überlegen, packen sie einfach zu und tun, was nötig ist. Barmherzigkeit ist wesentlich mehr als Mitleid.

Ich möchte immer noch vorhandene Lücken in unserem Sozialsystem nicht in Abrede stellen. Persönlich bin ich zum Beispiel der Meinung, dass endlich eine praktikable Lösung für einen allgemeinen Mutterschutz geschaffen werden muss, und ich bin froh, dass sich eine nun endlich abzeichnen scheint. Trotzdem können wir grundsätzlich auf das im Verlauf der letzten zwei Generationen in der Schweiz Erreichte ziemlich stolz sein. AHV und IV werden mit Recht als Jahrhundertwerk bezeichnet. Ein noch so gut ausgebautes Sozialversicherungssystem genügt aber nicht, wenn dabei die persönliche Barmherzigkeit verloren geht, die spontane und tätige Hilfsbereitschaft. Eine Gesellschaft wird kalt, wenn sie sich daran gewöhnt, dass alle Probleme von eigens für sie geschaffenen Institutionen übernommen werden. Und streng genommen ist das auch nicht möglich. Wo würden wir hingelangen, wenn es nicht mehr vorkäme, dass Familienangehörige selbst hilfreich eingreifen, wo zum Beispiel ein alter Mensch abhängig und pflegebedürftig

geworden ist? Und zum Glück kommt es ja viel häufiger vor, als uns oft bewusst ist, dass etwa auch die Nachbarschaftshilfe immer noch funktioniert. Man steht sich beim Einkaufen bei und bringt jemanden aus der Nachbarschaft im Auto ins Spital. Eine frisch pensionierte Serviceangestellte erzählte mir vor einigen Wochen, sie und vier ihrer Freundinnen wechselten miteinander ab, jeden Nachmittag am Bett einer todkranken Kollegin zu sitzen und sie spüren zu lassen, dass sie nicht allein sei. Das ist Barmherzigkeit in der Schweiz im Jahr 2001.

Doch noch einmal zum Gleichnis vom barmherzigen Samariter: Wichtig scheint mir daran vor allem der folgende Aspekt: Der Abschnitt im Lukasevangelium beginnt mit einer theoretischen Diskussion über die Frage «Was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?» Das berühmte Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe wird aus dem jüdischen Alten Testament zitiert. Es verbleibt aber alles zunächst im Bereich des Unverbindlichen und Allgemeinen. Und man könnte sich nun stundenlang darüber unterhalten, wer der Nächste sei, wo die ethische Verpflichtung beginnt und aufhört. Doch auf einmal wird die Lage ernst. Jesus erzählt die Geschichte, die wir alle kennen. Und am Schluss kehrt er die Frage um. Es heisst nicht mehr gemütlich und unverbindlich, wer mein Nächster sei. Sondern Jesus sagt: Versetze dich in die Lage desjenigen, der unter die Räuber gefallen ist und hilflos am Wegrand liegt, und überlege dir, wie er die Frage beantworten würde. Für ihn wäre es nicht eine theoretische, sondern eine praktische Frage. Für ihn wäre es auch ein sehr Leichtes, sie zu beantworten: Derjenige ist mein Nächster, der jetzt gerade vorbeigeht und die Möglichkeit hat, mir zu helfen.

Das Gleichnis ist also zutiefst und zuletzt eine Einladung – oder noch mehr: eine dringende Aufforderung –, die Welt wenigstens vorübergehend einmal nicht aus der Perspektive dessen zu betrachten, dem es mehr oder weniger gut geht, sondern dessen, der ganz unten ist und – wie es in der Bibel heisst – «halbtot» ist.

Ich denke eigentlich nicht, dass die meisten Menschen kaltherzig und böse sind, wenn sie gewisse Probleme in der Nähe oder in der Ferne nicht zur Kenntnis nehmen wollen. Aber es fehlt ihnen die Phantasie, die Einbildungskraft, die sich vorzustellen versucht, wie die Welt zum Beispiel in den Augen eines Menschen aussieht, der mit der Bitte um Asyl an unseren Türen anklopft.

In früheren Jahren erteilte ich Religionsunterricht an einer Kantonsschule. Bereits damals gab es Asylbewerber und Asylbewerberinnen in der Schweiz, da die Flucht über die Grenzen von Ländern und Kontinenten hinweg seit Jahrzehnten leider ja ein Dauerthema ist. Eine Gymnasiastin sagte (psychologisch bis zu einem gewissen Grad einfühlbar), sie fühle sich von Asylbewerbern bedroht. Auf ihrem Weg zur Schule müsse sie mit dem Fahrrad an einem Heim vorbei fahren, in dem Flüchtlinge wohnten. Und die vorwiegend jungen Männer schauten den ganzen Tag zum Fenster hinaus. Das sei beängstigend und schrecklich. Kein einziger der jungen Männer hatte dem jungen Mädchen etwas angetan. Es hatte noch nie mit einem gesprochen und war auch noch nie von einem angesprochen worden. Sie schauten nur zum Fenster hinaus.

Wenn wir angeleitet durch Jesu Gleichnis vom barmherzigen Samariter unsere Einbildungskraft anstrengen und uns vorzustellen versuchen, was das heisst: Ich bin in einem fremden Land. Ich verstehe die Sprache nicht. Ich darf nicht arbeiten. Ich weiss nicht, ob man mich behalten wird oder nicht. Ich habe vom Morgen bis zum Abend beinahe nichts zu tun. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig, als aus dem Fenster zu schauen und darauf zu warten, bis die Sonne untergeht. Ist dieses Verhalten so beängstigend und schrecklich?

In vielen Gesprächen habe ich festgestellt, dass manche nicht wissen, dass Asylbewerberinnen und Asylbewerber in der ersten Zeit nicht arbeiten dürfen, dass es deshalb völlig abwegig ist,

ihnen Schmarotzertum und Faulheit vorzuwerfen. Oder man kennt die statistischen Zahlen nicht und weiss deshalb nicht, dass gemessen an der ausländischen Wohnbevölkerung in der Schweiz der prozentuale Anteil der Asylbewerberinnen und Asylbewerber verblüffend klein ist: Von 1,5 Millionen Ausländerinnen und Ausländern nur 6,6 Prozent, von der gesamten Wohnbevölkerung der Schweiz sogar nur 1,4 Prozent.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter endet so: «Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste gewesen dem, der unter die Räuber gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen!» Dazu lässt sich nichts hinzufügen als: Nehmen wir es uns zu Herzen. Oder mit der Schlussbotschaft der Ökumenischen Konsultation: «Unser aller Aufgabe ist es, jedem Menschen zu ermöglichen, am gemeinsamen Leben voll teilzunehmen.» Amen.

Wichtige Mitteilung betr. Abonnement

Aus Kostengründen sind wir leider gezwungen, das Jahresabonnement der Radiopredigt 2002 auf Fr. 52.– anzusetzen.

Auch die Preise für das europäische Ausland und nach Übersee werden um SFr. 4.– erhöht.

Sie erhalten dafür wiederum ca. 45 Doppelpredigten; der Preis für eine Doppelpredigt ist also weiterhin sehr günstig.

Der Preis bei Bestellungen von Einzelpredigten bleibt bei Fr. 5.–.

Wir bitten Sie um Verständnis und danken Ihnen, wenn wir Sie weiterhin zu unseren treuen Abonentinnen und Abonnenten zählen dürfen.

Den Einzahlungsschein zur Begleichung des Abonnements erhalten Sie im November 2001.

Kanisius Verlag – RADIOPREDIGT
Postfach 1052 – 1701 Freiburg